



Der vergessene Anschlag

Die Attentate von Mölln und Solingen sind vielen Menschen in Erinnerung. Doch schon davor gab es 1988 einen rassistischen Brandanschlag mit vier Toten im bayerischen Schwandorf. Die Politik ignorierte die Tat jahrzehntelang und redete sie klein. Warum?

Von Lisa Schnell und Deniz Aykanat, Süddeutsche Zeitung, 16.12.2022

Am 17. Dezember 1988 starben in der oberpfälzischen Stadt Schwandorf vier Menschen, weil ein Neonazi Ausländer „ärgern“ wollte, wie er später zu Protokoll gab. Es war eine der bis dahin schlimmsten rechtsradikalen Gewalttaten in Deutschland – doch scheint es so, als sei sie nie passiert. Die Anschläge von Mölln und Solingen, die Morde des NSU – diese Namen werden mit tödlichem Ausländerhass verbunden. Über sie gibt es Bücher und Theaterstücke, zu den Gedenkfeiern kommt der Bundespräsident. In Schwandorf dauerte es 21 Jahre, bis der Bürgermeister dort auftauchte, und 28 Jahre, bis endlich ein Gedenkstein am Tatort stand. Der Täter wurde nicht wegen Mordes verurteilt, sondern wegen schwerer Brandstiftung; bayerische Politiker wollten von dem Anschlag nichts wissen. Langsam schwindet die Erinnerung daran. Eine Rekonstruktion der Tat und ihrer Folgen zum 34. Jahrestag.

Freitag, 16. Dezember 1988, 18 Uhr: Leyla Kellecioğlu begrüßt bei sich zu Hause ihre Mutter Fatma Can und ihren kleinen Bruder Mehmet, 12, zum Abendessen. Kellecioğlu ist 25 Jahre alt, sie ist im fünften Monat schwanger, ihr erster Sohn noch ein Baby. Mehmet spielt mit ihm Verstecken.

22.45 Uhr: Josef S., 19, Lehrling in einer Autolackierwerkstatt in Schwandorf, klebt einen „Türken raus!“-Aufkleber an ein Haus. Ein bizarrer Zufall: Es ist ausgerechnet das Mehrfamilienhaus in der Höflingerstraße, in dem Leyla Kellecioğlu wohnt und die späteren Opfer gerade zu Gast sind.



23 Uhr: Leyla Kellecioğlu bringt ihren Besuch zur Tür, ihre Mutter möchte nach Hause in ihre Wohnung in der Schwaigerstraße. Mehmet kommt noch einmal zurück, um das Baby zu umarmen. Er sagt: „Morgen komm ich wieder.“

Josef S. verspürt Lust, Ausländer zu ärgern. So beschreibt es später das Gericht. Er geht nach Hause, holt eine Streichholzschachtel aus dem Schubfach des Ölofens und zieht Richtung Schwaigerstraße los, weil er weiß, dass dort mindestens eine türkische Familie wohnt.

00.15 Uhr: Markus Hübener, 18, biegt in die Schwaigerstraße ein und parkt seinen Audi in der Einfahrt. Er öffnet die Haustür, die wie immer unverschlossen ist. Im Hausflur schiebt er sich an Pappkartons vorbei, die das Elektrogeschäft im Erdgeschoss lagert, und steigt hinauf in die Wohnung, wo er mit seinem Vater und seiner Mutter wohnt. Als er auf die Toilette im Treppenhaus geht, hört er ein Geräusch.

S. betritt kurz nach ihm das Treppenhaus. Im Schein eines brennenden Streichholzes sieht er die Holzterasse und die Kartons. Mit drei Streichhölzern zündet er sie an und erkennt, dass auch die Wand mit Holz verkleidet ist. Dann hört er eine „fremdländisch“ klingende Stimme und läuft weg.

00.30 Uhr: Ein Passant, so hält es das Gericht fest, wundert sich über einen eigenartigen Geruch.

1 Uhr: Josef S. legt die Streichhölzer zurück in die Schublade und geht schlafen.

1.20 Uhr: Der Polizei wird der Brand gemeldet.

1.22 Uhr: Auf dem Nachtkästchen von Feuerwehrmann Robert Heinfling piepst der Melder.

Leyla Kellecioğlu sagt ihrem Mann, was sie von einem Nachbarjungen erfahren hat: „Das Haus meiner Eltern brennt.“ Das Schlüsselloch der Autotür ist vereist, sie rennen zu Fuß los.

Markus Hübener wird wachgerüttelt. Seine Mutter schreit: „Es brennt!“ Er murmelt: „Spinnst Du?“ Das kleine Nachtlicht erlischt, es ist stockfinster. Durch den Türspalt der Wohnungstür sieht Hübener den Feuerschein, er hört ein Prasseln wie von starkem Regen. Sie klettern im Schlafanzug durchs Küchenfenster auf eine Markise,



und obwohl es eisig ist, spürt er keine Kälte. Ein Knall, kleine Glassplitter fliegen auf seinen Rücken, als die Fensterscheibe explodiert. Über sich hört er die Familie Can schreien, erst laut, dann leiser. Ein Polizeibus hält unter ihm, er klettert nach unten – und sieht nach oben: Flammen schlagen aus dem Dach. Er fasst einen Feuerwehrmann am Arm, deutet nach oben: „Mein Vater ist da noch drin.“

Die kommen nie raus, denkt Leyla Kellecioğlu, als sie am brennenden Haus eintrifft. Dann aber hofft sie: Vielleicht sind sie schon draußen? Sie wird ins Krankenhaus gefahren. Ein Nachbar ihrer Eltern erzählt, wie ihr Vater gegen die Wand gehämmert hat, damit sie aufwachen. Doch ihr Vater, ihre Mutter, ihr Bruder – sie sind nicht im Krankenhaus.

Rauch quillt aus dem Haus, als Robert Heinfling aus dem Löschgruppenfahrzeug steigt. Er kennt den Geruch von verkohltem Holz und die Hitze des Feuers, wie wenn man den Kopf in den Backofen steckt bei 300 Grad. Heinfling setzt den Atemschutz auf, zieht den Rucksack an, 20 Kilogramm. 30 Minuten reicht die Luft. Was hatte der Einsatzleiter gesagt? Da sind vielleicht noch Leute drin. Sie klettern die Steckleiter hinauf in die Wohnung. Alles schwarz. Mit den Fußspitzen tippen sie auf den Boden wie auf eine dünne Eisschicht. Wenn die Ohren zu heiß werden, weichen sie zurück, der Schweiß rinnt ihnen den Rücken runter. Sie suchen ein Fenster, um den Rauch rauszulassen. Aber wo sind die Bewohner? Ein Piepsen, die Luft wird knapp, sie müssen raus.

Leyla Kellecioğlu fährt vom Krankenhaus zurück. Sie steht vor den Flammen und betet. Markus Hübener steht vor den Flammen und hofft. Irgendwann später, er ist bei seiner Oma, fragen ihn zwei Männer in Uniform, ob er seinen Vater noch einmal sehen möchte. Sie raten ab. Irgendwann später, Leyla ist zu ihrem Baby nach Hause gegangen, überbringt ihr Mann die Nachricht: Sie sind alle tot, ihr Vater, ihre Mutter, der kleine Mehmet.

Der nächste Morgen: Kellecioğlu liest den Aufkleber auf ihrem Haus: „Türken raus!“

11 Uhr: Feuerwehrmann Heinfling sieht an der Brandstelle, wie seine Kollegen die silbernen Blechsärge aus den Fenstern herunter lassen. Jedes Jahr am 17. Dezember wird er wieder daran denken.



Jedes Jahr am 17. Dezember steht Markus Hübener vor diesem Haus, das an der Stelle der Brandruine errichtet wurde. Die Tür ist ein wenig weiter links, das neue Treppenhaus nicht mehr aus Holz. Aber er weiß noch, wo die Pappkartons lagen. Diese verdamnten Kartons, sagt er. Er ist 52 Jahre alt, ein schmaler Mann, der gerne raucht, in einer dicken Fliegerjacke.

Ein Geldbeutel blieb ihm, ein Autoschlüssel, der alte Audi – alles andere hatte er verloren. Sein Vater hatte sich unter dem Dach ein kleines Mansardenzimmer eingerichtet. Nach Wirtshausbesuchen schlief er lieber dort oben als in der Wohnung. Einmal öffnete sein Vater das Dachflächenfenster: „Wenn mal was ist, kannst Du immer da raus.“ Der Vater ist aber nicht durchs Fenster geflohen. „Wahrscheinlich, weil er zu uns wollte“, sagt Hübener. Das Foto seines Vaters steht auf einer Kommode im Schlafzimmer: Jürgen Hübener, 47, schütteres Haar, freundliche Augen, offener Hemdkragen. Weizenbier und Zigaretten. „Das war mein Vater“, sagt Hübener. Ein gemütlicher Typ eben. Hatte Markus mal einen Fünfer in der Schule, ging er immer zu ihm, weil es da statt einer Watschn nur den Zeigefinger in der Luft gab. „Bessa lerna“, macht Hübener seinen Vater nach und muss lächeln, als würde er sich freuen, noch einmal dessen Stimme zu hören.

Einmal noch war er nach dem Brand in der Wohnung. Das Treppenhaus gab es nicht mehr, er konnte direkt in den Himmel schauen, in seinem Kinderzimmer klaffte ein Loch und in der Küche waren die Plastikstühle zerronnen wie auf Bildern von Dalí. Die Fotos, die er mitnahm, rochen nach Rauch. Ein Jahr lang schaffte er es nicht, an dem Haus vorbeizugehen, in dem sein Vater starb. Über den 17. Dezember sprach er nicht, er hörte Modern Talking, zog durch die Kneipen. Will er sich an die Zeit erinnern, ist es, als schaue er durch ein Milchglas.

Den Täter Josef S. kannte er vom Sehen, ein Typ mit einem seltsam hopsenden Gang. Hübener wünschte sich damals, ihn mal vors Auto zu kriegen, und er fragte sich: Wie kann jemand die Cans hassen, die „freundlichsten Nachbarn der Welt“?

Vor einem Schwandorfer Einfamilienhaus stehen Paprikapflanzen, in der Garderobe bietet Leyla Kellecioğlu dem Besuch Pantoffeln an. Dann erzählt sie von ihrer Familie. Sie sagt „Kan“ mit einem K, wie es die Deutschen aussprechen, nicht mit einem „Dsch“ wie auf Türkisch. Von der Polizei bekam sie damals eine Plastiktüte



überreicht: die verrußte Halskette ihrer Mutter, ihre geschmolzene Haarspange. Ihr Vater schaffte es kaum aus dem Schlafzimmer, ihre Mutter noch bis zum Wohnzimmer, vor der Spüle in der Küche lag ihr Bruder, sie alle wurden unter Brandschutt begraben. Kellecioğlu tupft ihre Augen mit einem Taschentuch, sie knetet es in ihrer Hand. Ihre Mutter hatte einen blauen Pulli gestrickt für den ersten Geburtstag von Leylas Sohn. Zur Feier war sie nicht mehr da. Und auch nicht, als Kellecioğlu den zweiten Sohn bekam. Sie nannte ihn Mehmet, nach ihrem verstorbenen Bruder. Ein Jahr lang schaffte sie es nicht, den Namen auszusprechen. Sie rief das Baby mit den schwarzen Haaren nur kara oğlum, „mein schwarzer Junge“.

Ihr Vater kam 1969 nach Deutschland, weil Deutschland Arbeiter brauchte, eine Kapelle spielte zum Empfang. Wenn er aus der Schleiferei des Eisenwerks kam, waren seine Augen rot. Ihre Mutter schraubte in einer Fabrik Fernsehenteile zusammen. Am Wochenende machte sie gern Lahmacun, so, wie nur sie es konnte, der dünne Teig, das Hackfleisch, die Tomaten. Sie flanierten im Stadtpark, verstanden sich gut mit ihren deutschen Kollegen und Schulkameraden. Ein Brandanschlag aus Ausländerhass? „Ich dachte erst, das sei ein Scherz“, sagt Kellecioğlu. Und dann bekam sie Angst. Sie verriegelte die Türen, sorgte sich um ihre Kinder. Und sie hatte nur eine Frage an Josef S.: Warum?

Leyla Kellecioğlu und Markus Hübener waren jeden Tag im Gericht. Sie lernten, was eine „Feuerblume“ ist und ertrugen die Bilder ihrer bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Angehörigen. Über Josef S. erfuhren sie, dass er Ausländer hasste, aber angeblich nicht töten wollte, dass er in Bomberjacke, Springerstiefeln und mit einem Baseballschläger durch Schwandorf lief. Sie hörten, wie sie ihn auf der Arbeit nannten – „unser Brauner“ – und was er dort zum Meister gesagt hatte: Die vielen Ausländer „hätte es unter Hitler nicht gegeben“. Sie hörten auch, was die Polizei in seinem Zimmer fand: ein NPD-Plakat, Bücher mit Titeln wie „Freispruch für Hitler“ und Flugblätter der rechtsextremen Partei „Nationalistische Front“ (NF), bei der S. seit 1986 Mitglied war, Funktion: Ortsgruppenleiter. Und sie erfuhren von seinen Plänen. Dass er eine „Wehrsportgruppe“ gründen wollte und versuchte, Anführer einer Gruppe von Skinheads zu werden, als dies aber nicht klappte, zum Einzelgänger wurde. Sie lernten, dass S. sich mit Ausländern prügelte und einen Schwerbehinderten aus dem Rollstuhl



gestoßen hatte. Und sie hörten zu, wie ein Freund von S. erklärte, was man mit Baseballschlägern alles machen könne, und sagte: „Manchmal geht da schon einer tot.“

Nach acht Verhandlungstagen wussten Kellecioğlu und Hübener, was sie von S. zu halten hatten. Kellecioğlu hatte es ihm ins Gesicht geschrien, das ihr so unbekümmert und stolz vorkam: „Mörder!“ Und dann hörten sie, wie die Richter den Angeklagten Josef S. sahen: einer, der nicht erkannt habe, dass Menschen sterben könnten, als er Feuer legte; einer, der allein handelte und dem sein Ausländerhass nicht strafverschärfend ausgelegt wurde. Im Gegenteil. Das Gericht hielt ihm zugute, dass er in jungen Jahren „durch rechtsradikales Schrifttum politisch irreführt worden war“. Ein verirrter, dummer Junge. Seine Strafe: zwölftehalb Jahre wegen schwerer Brandstiftung.

„Das war für uns ein Skandal“, sagt Iñigo Schmitt-Reinholtz, der damals die Nebenklägerin Leyla Kellecioğlu vertrat. Und er hat noch Fragen. Da war ein Brief, in dem der NF-Parteigründer den Angeklagten S. mit „Sepp“ anschreibt. Wie nahe waren sich die beiden? Da war der NF-Parteitag sechs Tage vor der Tat. Was wurde dort gesprochen? Da war ein Zugticket vom Tag nach der Tat, das auf einen Ort ausgestellt war, wo ein „Sonderführer“ des NF lebte. Hat S. ihm berichtet? Schmitt-Reinholtz konnte dazu in den Akten nichts finden. Die Staatsanwaltschaft habe stur an der „Einzeltäter-These“ festgehalten und „keinen Millimeter weiterermittelt“. In den Zeitungen von damals liest man von „Ermittlungspannen“, von unvollständigen Akten und rechtsradikalen Freunden von S., die nicht vernommen wurden. Es habe „umfangreiche Ermittlungen im Umkreis des Verurteilten“ gegeben, teilt dagegen die Staatsanwaltschaft mit. Klar war, dass die NF eine militante Organisation war, die ihre Mitglieder in paramilitärischen Lagern schulte und Deutschland von einer vermeintlichen Fremdherrschaft befreien wollte. Heute, sagt Schmitt-Reinholtz, würde es wahrscheinlich anders laufen. Da ginge so ein Fall wohl an den Staatsschutz, wo Profis für terroristische Vereinigungen sitzen. S. würde heute womöglich als Mörder gelten. In den Achtzigerjahren aber sei das Motto gewesen: „Der Feind steht links.“ Rechts motivierte Gewalt? Habe es für viele Polizisten und Richter nicht gegeben, sagt Schmitt-Reinholtz.



Im Jahr 1989 hielten noch bis zu 800 Demonstranten zusammen mit Leyla Kellecioğlu Plakate von ihrer Familie in die Luft. Sie hatte rote Nelken dabei, die sie auf den Boden vor das Haus legte. Es kamen viele türkische Familien. Aber der Bürgermeister von Schwandorf? Ein öffentliches Gedenken? Fehlanzeige. Wer wissen möchte, warum es all das nicht gab, muss mit Irene Maria Sturm sprechen.

Sturm, 69, war lange die einzige Grüne im Stadtrat, eine Frau mit langen, braunen Haaren, die angesichts der Ungeheuerlichkeiten sarkastisch lachen muss. Auf ihre Tischdecke hat sie den Inhalt von drei Aktenordnern geleert: Zeitungsartikel, Stadtratsanträge, Flugblätter. Auf einem vier Jahreszahlen: 1994, 1998, 1999, 2001. So oft hatte Sturm einen Antrag für ein Denkmal gestellt, so oft lehnte ihn die CSU-Mehrheit im Stadtrat ab – und stimmte dafür einer Telefonzelle am Tatort zu. Warum? Sie liest vor: Weil ein Denkmal andere Opfer zu Opfern zweiter Klasse herabstufte und das sei – „jetzt passen Sie auf“ – „inhuman“. Sturm lacht, wühlt weiter. Hier: Beckstein, Regensburger, Stoiber, zweimal Staatssekretär, einmal Innenminister, fast der gleiche Wortlaut: „Glücklicherweise hatten wir in Bayern keine Todesopfer rechtsextremistischer Gewalt.“ „Das war 1993“, sie sagt es noch mal: „Drei-und-neunzig“. Es gab sogar eine Ausstellung über rechtsextreme Anschläge. „Von Hoyerswerda bis Mölln“ – Schwandorf kam nicht vor. Ausstellungsort: Landkreis Schwandorf.

Rechtsradikale durfte es nicht geben, so kam das Sturm vor. Oder wie es der Oberbürgermeister von Schwandorf 1989 sagte: Es solle nicht der Eindruck entstehen, „dass hier in unserer Stadt ein Hort des Neonazismus wäre“. Ein Hort vielleicht nicht, aber ein paar Neonazis gab es da schon. Sturm bekam das bei ihrem Protest gegen die Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf mit, und in den Zeitungen von damals liest man von prügelnden Skinheads und Hakenkreuz-Geschmiere.

Sturm rief sogar in Mölln und Solingen an und war überrascht, was dort möglich war: ein jährliches Gedenken, internationale Begegnungszentren. Warum dort und nicht hier? Ihre These ist die: In NRW regierte die SPD, eine Partei, für die der Kampf gegen den Faschismus identitätsstiftend gewesen sei. In Bayern regierte die CSU, eine Partei, deren Ministerpräsident Franz Josef Strauß 1985 vor den „Kanaken“ warnte und die Anfang der Neunzigerjahre mit den rechten Republikanern um Wähler konkurrierte.



1998 reichte es Sturm. Der zehnte Jahrestag des Anschlags – und alles, was Schwandorf bieten konnte, war eine Telefonzelle. Sie ließ einen Gedenkstein fertigen, durfte ihn aber nicht aufstellen. Also lehnte er ein paar Jahre in ihrem Innenhof, lagerte weitere Jahre beim Steinmetz, zwischendrin verpennte wieder ein Bürgermeister den 20. Jahrestag. Und dann, endlich, 2016, 28 Jahre nach dem Anschlag, stand er am Tatort. Ein Wunder! Nein, sagt Sturm: „Eine Selbstverständlichkeit.“

Aber man muss fair bleiben. Schon 2007 hing eine Gedenktafel am Tatort, seit 2009 gibt es ein offizielles Gedenken der Stadt. Und ja, der CSU-Bürgermeister kommt auch. Nach Jahrzehnten ist Schwandorf aufgewacht.

Ganz Schwandorf? Michael Kaplitz sitzt in seinem holzvertäfelten Büro, ehemals zweiter Bürgermeister (CSU), Ehrenbürger der Stadt. Den Gedenkstein nennt er auch heute noch „eine schäbige Aktion gegenüber den übrigen Opfern“. Verbrechen sei Verbrechen, „es gibt keinen Grund, Mordopfer unterschiedlich zu behandeln“. So ein Gedenkstein schaffe nur einem ein Denkmal, und zwar dem Täter. Und was ist mit den Kriegerdenkmälern, den Soldatenfriedhöfen? „Das ist etwas anderes. Die haben sich ja für das Volk eingesetzt.“ Der Brandanschlag sei allein ein Fall für die Justiz gewesen. Mit dem Urteil war das für ihn erledigt. Für andere ist es das nicht.

Markus Hübener sieht die Flammen in seinen Träumen. Hört er eine Feuerwehresirene, kommt alles zurück. Leyla Kellecioğlu kann sich über Geburtstage nicht freuen, sie erinnern sie nur daran, wer fehlt. Wie konnte sie nur in dieser Stadt bleiben? Sie fasst sich ans Herz. „Der Schmerz ist hier“, sagt sie, und er verschwinde auch nicht, wenn sie Schwandorf verlasse. Sie ging hier zur Schule, sie machte hier ihre Ausbildung, lernte ihren Mann kennen. Es sind die Straßen von Schwandorf, in denen sie den besten Freund ihres Vaters trifft und sich ihrem „Baba“ dann wieder für einen Moment nah fühlt. Und es gibt Menschen wie den Berufsschullehrer, der seit dem Anschlag Schüler unermüdlich über Rechtsextremismus aufklärt. Aber Kellecioğlu verspürt auch Wut. Haben ihre Eltern nicht hart gearbeitet für Deutschland? „Warum soll man sie einfach vergessen?“ Und dann spricht sie von Josef S., den aufregte, dass Türken schöne Autos hätten. „Soll er doch ins Eisenwerk gehen!“, Kellecioğlus Stimme



ist jetzt lauter, sie blickt einem direkt in die Augen: „Gehen Sie zu S., fragen Sie ihn, wie er schlafen kann!“

Man erzählt ihr, was man so weiß über Josef S.: Dass er im Gefängnis Nazi-Magazinen Interviews gegeben hat, dass ihn die rechte Szene dort unterstützte. Nach seiner Entlassung zog er in das Gebäude eines rechten Verlags in Riesa, Sachsen. Nach drei Wochen war er dort nicht mehr gemeldet, es gibt Hinweise, dass er sich in Sachsen-Anhalt aufgehalten haben soll, dann verliert sich die Spur. Laut Polizei ist er nicht in der Gegend um Schwandorf ansässig und vor einigen Jahren wieder straffällig geworden – Körperverletzungsdelikte. Kellecioğlu hört sich all das an, dann sagt sie: „Das ist kein normaler Mensch.“

An diesem Samstag wird sie mit Freunden und Familie im Koran lesen, sie wird ihre roten Nelken nehmen und zum Haus ihrer Eltern gehen. Dort wird sie die Namen ihrer Familie lesen: Fatma, Mehmet, Osman. Und sie wird ihre Nelken zu ihnen legen können, auf einen Gedenkstein, nicht auf den Boden. Immerhin.